

(Nachdruck verboten.)

29]

Der Manksmann.

Roman von Hall Caine. Autorisierte Uebersetzung.

Alles drängte sich in Philipps Geiste wirt durcheinander. Es gelang ihm trotz aller Anstrengung nicht, sich zu erinnern. Gerade jetzt gingen die Zeitungsjungen schreiend die Straße am Kirchhof entlang:

„Extrablatt! Tod des Deemsters!“

Nun kam ihm alles zurück. Er hatte an Rätthe geschrieben, um sie zu bitten, heute um zwei Uhr in Port Mooar mit ihm zusammen zu treffen. Dort an diesem stillen Plage wollte er ihr die Nachricht mitteilen. Er mußte ihr alles sagen; er war zu einem festen Entschluß gekommen.

Ohne Appetit genoß er sein Frühstück. Dabei hörte er Stimmen aus einem Hofe in der Straße. Er hob den Kopf und sah unwillkürlich hinunter. Ein vierräderiger Einspänner fuhr aus dem Thortweg mit einem feurigen jungen Pferde davor in silberbeschlagenem Riemenzeug. Der Mann, der es lenkte, war prächtig aufgeputzt in einem hellen modischen Oberrock. Einer seiner feinbeschuhten Füße stand auf der Brense und er hatte eine lange Cigarre zwischen den Zähnen. Es war Rof Christian.

Das letzte Mal, daß Philipp den Menschen gesehen, hatte er mit ihm für Rätthens Ehre gekämpft. Es traf ihn wie Hiebe von Geißeln und Skorpionen, als er jetzt daran dachte. Beschämt, gedemüthigt, in seinen eignen Augen herabgesetzt, wendete er den Kopf ab.

V.

Während der Nacht, die der Messias folgte, küßte Rätthe ihre Hand, weil sie die Hand Philipps gehalten hatte. Als sie am nächsten Morgen erwachte, fühlte sie sich sehr glücklich. Die Augen öffnend und sich halb in Bette emporrichtend, blickte sie um sich. Da waren die rosa Vorhänge, die über ihr ein Zelt bildeten, da war das Torfmoos unter dem Strohdach und der rissige Kalk an der Wand, der auf die Bettdecke abblätterte, da stand der Kleiderschrank und der Nachtschisch, auf dem Fußboden lag das Schaffell und die Sonne schien durch das nach dem Obstgarten gehende Fenster. Aber dies alles war verklärt, alles herrlich, alles geheimnißvoll. Ihr war zu Mute wie einem, der auf dem Meere schlafen gegangen ist, rings um sich her den unerreichen Horizont, und der nun im Hafen eines fremden Landes erwacht, das warm und lieblich und voll Sonnenchein ist. Sie schloß die Augen noch einmal, damit nichts sie in der Betrachtung des geheimnißvollen Janbers stören konnte. Ihre runden Arme hinter ihrem Kopf kreuzend, ließ sie ihn darauf ruhen wie auf einem Kissen, sie streckte wohlthig die Glieder und lächelte glücklich. O Wunder über Wunder! Die ganze Welt war verändert!

Jetzt hörte sie das Klappen von Holzschuhen in der Stube unten; es war Nancy, die in der Milchammer butterte. Sie hörte Rufe jenseits des Obstgartens; es war der Vater, der im Hof Getreide aufstapelte; sie hörte die Mutter in der Schenkstube plaudern und das Mühlrad in dem Teich gehen. Es schien ihr fast wunderbar, daß das Getriebe des Alltagslebens ganz ebenso weiter ging wie gewöhnlich.

Kamte sie selbst noch unverändert sein? Sie langte nach einem Handspiegel, um ihr Gesicht zu sehen. Als sie ihn vom Tische nahm, glitt er ihr aus den Fingern, fiel zu Boden und zerbrach. Sie erschrak heftig über den Zufall, wegen der schlimmen Vorbedeutung, aber da kam Nancy gerade und brachte ihr einen Brief. Es war der Brief, den Philipp in Vallure geschrieben hatte. Als sie wieder allein war, las sie ihn und verbarg ihn dann an ihrem Busen. Es schien ihr, als ströme er den Duft des Ginsters aus, den Duft der Schlucht, des verfallenen Hauses, sie fühlte Philipps Nähe und alle Wunden der Welt.

Ein leises Gefühl von Scham beschlich und erschreckte sie. Hatte sie sich gegen ihr Geschlecht veründigt? War es nicht unweiblich, daß sie selbst geworden hatte, ohne erst zu warten und sich erobern zu lassen? Würde Philipp, trotzall seiner Liebe, sich ihrer nicht schämen? Ihre Wangen wurden heiß. Sie fühlte, daß sie erröthete und verbarg das Gesicht, als hätte der Geliebte es

sehen können. Doch dauerten diese Befürchtungen nicht lange. Ihre Freude war zu kühn, um sich vor etwas Greifbarem zu fürchten. Von ihrem Glück überwältigt, hatte sie nur die einzige Furcht, sie könne erwachen und finden, daß sie geschlafen habe und alles nichts sei als ein Traum.

Das war am Freitag und gegen Mittag traf die Nachricht von Kirk Michael ein, daß der Deemster am Nachmittag des vorigen Tages gestorben sei.

„Man sollte Philipp Christian zu seinem Nachfolger wählen,“ sagte sie ohne weiteres. „Ich bin sicher, daß keiner es mehr verdient.“

„Um's Himmels willen, Ritty,“ schrie Nancy, „bist Du's denn noch selbst? Was hast Du erst vor einer Woche gesagt?“

„Nun, denkt Ihr, ein Mädchen müsse immer dasselbe sagen?“ lachte Rätthe.

„O nein,“ sagte César. „Die Meinung einer Frau fährt meist hin und her wie der Schwanz eines kämpfenden Staters.“

Am nächsten Tage, Sonnabend, erhielt sie Philipps zweiten Brief, den er in Douglas nach dem Abendessen und der Ankunft von Petes Telegramm geschrieben hatte. Er war kreuzweise und sehr flüchtig auf einen halben Bogen Briefpapier hingeworfen, wie ein bloßer Nachtrag ohne Unterschrift und Anrede.

„Sehr dringend. Muß Dich unverzüglich sehen. Triff mit mir morgen um zwei Uhr in Port Mooar zusammen. Wir können uns dort ungestört sprechen. Sei tapfer, mein Lieb. Es giebt ernste Dinge zu verhandeln und zu beschließen.“

Die Botschaft war kurz, ja selbst kalt, verursachte ihr aber keine Unruhe. Die Heirat! Sie dachte dabei an nichts andres. Der Tod des Deemsters hatte die Dinge beschleunigt — das erklärte die Dringlichkeit. Port Mooar lag nicht weit von Vallure entfernt, das war der Grund, warum sie einen so weiten Weg machen sollte. Sie würden auf Klatschereien, vielleicht auf Schmähungen, ja selbst Verleumdungen gefaßt sein müssen. Darum sollte sie tapfer sein. Wie und weshalb des Deemsters Tod ihre Heirat mit Philipp beeinflussen sollte, war eine Frage, über die sie sich den Kopf nicht zerbrach. Sie hatte eine dunkle Erinnerung, daß Mädchen in wohniger Hast geheiratet hatten und mit ihren Gatten auf und davon gejagelt waren, noch ehe man recht wußte, daß sie überhaupt fort wollten. Aber dieses neue Ereignis war für sie nur ein Teil des großen Geheimnisses, das nicht nach alltäglichen Begriffen und Vorfällen erklärt werden konnte.

Rätthe lief in ihr Zimmer hinauf, sich anzukleiden, und als sie herunter kam, glückte sie einer Knospe, die eben zur Blüte ausbrechen will. Sie hatte sich sorgfältiger angezogen als je. Philipps große Aussichten sollten nicht getrübt werden. Sie schützte vor, daß sie Einkäufe zu machen habe, und schlug schon den Weg nach Ramsay ein, als ihr der Vater aus dem Stalle zurief, er fahre denselben Weg. Das Pferd wurde vor den Sig gespannt und sie stiegen zusammen ein.

César hatte Erkundigungen eingezogen und Berechnungen angestellt. Er hatte in Erfahrung gebracht, daß die „Johannesburg“ gestern von Kapstadt in Liverpool eingetroffen war, und er schloß daraus, daß Petes Sachen am Sonnabend früh mit dem Dampfer „Beberil“ in Ramsay ankommen würden. Der „Beberil“ machte einmal wöchentlich die Fahrt, er ging um acht Uhr von Liverpool ab und würde um drei hier eintreffen; César wollte ihn schon um zwei auf dem Quai erwarten.

„Es ist meine Pflicht als Verwandter, Rätthe,“ sagte er. „Was ist wohl natürlicher, als daß da etwas für Dich mit dabei ist? Es ist auch meine Pflicht als Seelsorger, denn dort könnten sich Manksteute einfänden, die Gefahr laufen, dem Teufel der Habsucht zu verfallen, und es heißt ein Gott wohlgefälliges Werk thun, sie vor der Verführung zu schützen. Man kann sie ermahnen, bis man schwarz wird, es ist doch nur, als würde man gutes Geld in den Schmutz. Patsh, da liegt's; es giebt keinen Klang.“

Rätthe war still. Und César fuhr vertraulich fort:

„Natürlich ist's auch mein Recht; denn wenn jemand auf

solche Weise zur Welt kommt, giebt's kein Erbrecht der Blutsverwandtschaft, und der Besitz ist neun Zehntel des Rechts. Das ist nun einmal so, Rätke, Du brauchst nicht so finster dreinzuschauen. Es ist kein Zweifel darüber, Mädchen. Ich habe den Advokaten befragt."

Rätke hatte gar nicht auf sein Verede gehört. Der Gegenstand war ihr zu niedrig und lag ganz außerhalb ihres Interesses. Sie blickte ins Meer hinaus, als sie dahin fuhren, und fragte öfters nach der Zeit.

"O, es hat noch gute Weite," sagte Cäsar. "Keine Ursache in Sorge zu sein. Vor einer Stunde kommt der Dampfer schwerlich an das Ende der Bucht. Willst Du denn mit auf den Quai gehen? Nein? Nun, vielleicht ist's auch besser."

An der Thüre eines Modewarenladens stieg sie ab und sagte, der Vater solle bei der Rückfahrt nicht auf sie warten. Cäsar feuchtete seinen Zeigefinger an und hielt ihn einen Augenblick in die Luft. "Verspäte Dich aber nicht," sagte er. "Es ist ein Wetter im Anzug."

Ein paar Minuten später schritt sie rasch nach Vallure hinaus. Als sie in die Nähe des Hauses kam, mäxigte sie ihren Schritt. Es war ihr wie heiliger Boden. Sie sah sich nicht um; nichts verriet ihre Aufregung, außer ein leichtes Zittern der Wimpern und ein Zucken des Mundes. Ihre Hand, in der sie die Börse hielt, ballte sich fester zusammen, als sie mit gesenktem Haupt vorüber ging. Beim Brunnen stand sie einen Augenblick still und sah den runden Kopf des schwarzen Tom, der über die Hecke hinweg durch ein Fernrohr, das er in ein altes, verschossenes Tuch eingewickelt hatte, nach dem Meer schaute. Obschon der Mann ihr zuwider war, grüßte sie ihn doch freundlich.

"Schönes Wetter heute, Mr. Quilliam."

"Es war so, Mamsell, doch die Bienen sind wieder nach Hause geflogen," sagte Tom.

Er blickte sie finster an, als sei sie ein feindlicher Kundschafter, aber sie beachtete es nicht. Rätke war sehr glücklich. Die Sonne schien immer noch hell. Als sie die Spitze des Hügels erreicht hatte, fing sie auf dem Wege, der herab nach Follen führt, zu springen und zu laufen an. So eilte sie mit leichtem Herzen und leichtem Schritt, nichts Böses denkend, voll Liebe für die ganze Welt, ihrem Verhängnis entgegen.

Das Meer lag still und blau da. Nichts war auf dem Wasser zu sehen als eine Linie schwarzen Rauchs, die von dem Schornstein eines Dampfschiffes aufstieg, das noch nicht am Horizont erschienen war.

VI.

Philipp stellte sein Pferd im "Irlander" ein, der eine Meile weiter an der Landstraße lag, und die Zunge der Wirtin, Frau Dooney, ging wie ein Mühlrad, während er sein Mittagsmahl einnahm. Sie hatte drei Generationen seiner Familie gekannt und war voller Geschichten von seinem Großvater, seinem Vater und ihm selbst in der Kindheit; auch voller Späße über seine Aussichten, die gar nicht so übel wären. Sie scherzte dann über die Mädchen von Douglas, die sie ziemlich gut bis mittelmäßig nannte, gab ihm allerlei guten Rat und empfahl ihm, ein wohlhabendes Mädchen zu heiraten, das gute Dinge besäße — "hübsche Ländereien und Schweine und derlei Sachen", — als ein rasches Mittel, den ungerechten Raub vor dreißig Jahren in Ballawhaine wieder gut zu machen.

Philipp ließ seinen Teller noch halb voll stehen und erhob sich, um nach Port Moorar hinunter zu steigen.

"Aber, mein armer Junge, Sie haben ja gar nichts verzehrt," rief die Wirtin aus. Und dann, als ob sie ein kleines Kind überredete: "Sie müssen mir zu Lieb noch ein paar Bissen essen, kommen Sie, kommen Sie. Gar nichts mehr, wie? Keinen Appetit, Mr. Philipp? Wollen einen Spaziergang machen? Nehmen Sie dann den Ueberrock mit, denn der Klee schleift sich."

Er schlug den Weg ein, den Pete so oft als Knabe gemacht hatte, wenn er in den Tagen, da Rätke noch in Cornaa wohnte, von der Schule heimkehrend, durch die verschlungenen Fußwege bei der Mühle den Abhang nach Ballajora hinunter ging. Der neue Müller hatte die mit Stroh gedeckte Hütte, in der Rätke geboren war, niedergedrückt, und baute sich ein Haus mit einem Schieferdach. Auch war an der Kapelle zum Schutz eine Vorhalle angebracht und im Siebel ein erwürgtes Lamm in Stein ausgehauen. Ein andres Lamm, ein lebendes, wurde gerade von dem Fleischer in Ballajora geschlachtet, als Philipp an der Schlachtbank vorbeiging. Das hilflose Geschöpf, dem der Kopf vom Blo-

herabhing, sah ihn mit kläglichem Augen an und stieß jenen erbärmlichen Schrei aus, welcher der letzte verzweifelte Hilferuf eines dem Tode geweihten Tieres ist, das aufgehört hat, für sein Leben zu kämpfen.

Die Luft war ruhig, und das Meer war still, doch jenseits des Kanals schien eine bleierne Luft auf den englischen Bergen zu lasten, obschon sie noch hell waren, und anscheinend im Sonnenlicht lagen. Als Philipp Port Moorar erreichte, kam ein Karren daher, mit einer Ladung Seetang fürs innere Land, und ein Sommerfischer am Strande machte sich zur Fahrt bereit.

"Ein ruhiger Tag," sagte Philipp im Vorübergehen.

"Mir will das Wetter nicht recht gefallen," meinte der Fischer. "Eine furchtbar schwere Brandung und kein Wind in der Luft." Doch er stieß ab, hakte das Segel auf und fuhr fort.

Philipp sah nach der Uhr und ging am Strande entlang. Er kam an eine Höhle und trat ein. Der Seetang war hinten im Dunkeln aufgeschichtet und zwischen zwei Steinen am Eingang lagen die Ueberbleibsel eines frischen Feuers. Plötzlich erinnerte er sich dieser Höhle. Es war die Höhle der Carexboomänner. Er glaubte noch die Stimme Petes in der brausenden Tiefe zu hören — er konnte sich selbst noch hören und sehen. "Sollen wir die Frauen schonen, Pete? Wir thun das ja immer." — "Ach ja, die Frauen — und auch die Knaben." Bei dieser Erinnerung fühlte sich Philipp von Nüchternheit überwältigt. Er verließ die Höhle und ging längs des Ufers zurück.

"Sie wird von der Kirche her kommen", dachte er und stieg auf eine Klippe, um auszuschauen. Eine Reihe Föhren standen hier, kleine, verkrüppelte, gnomenhafte Dinger, deren Wachstum durch die Winterstürme verkümmert wurde, die über das Meer brausten. Auf einem Ast hing noch vom letzten Jahre her das Nest eines Vogels; aber es war jetzt gesang- und freudlos, leer und tot.

"Sie ist da," sagte er zu sich selbst, und er atmete schwer. Eine weiße Gestalt war auf dem Wege bei der Sonnenuhr um die Ecke gebogen und kam mit flüchtigem Schritt heran.

Die schwarzen Wolken über den englischen Bergen setzten jetzt auf das Land herunter. Es gab Sturm auf der andern Küste, obschon der Himmel über der Insel noch hell war. Das Dampfschiff war am Horizont emporgestiegen und steuerte auf die Bucht zu.

VII.

Sie traf mit ihm am Abhang des Berges zusammen, stieß einen Freuden schrei aus und küßte ihn. Er hätte dem ausweichen sollen, vermochte es aber nicht und küßte sie wieder. Dann legte sie ihren Arm in den seinen und sie gingen zum Strande hinab.

"Ich bin froh, daß Du da bist," begann er.

"Hieltest Du es für möglich, daß ich nicht kommen würde?" flüsterte sie mit strahlendem Gesicht.

"Ich habe Dir etwas zu sagen, Rätke — es ist etwas Ernstes."

"Wirklich?" fragte sie. "So sehr ernst?"

Sie lachte und errödete zugleich. Wußte sie denn nicht schon, was er sagen werde? Erriet sie denn nicht, was dieses ernste Etwas sein würde? Um die köstliche Spannung noch zu verlängern, that sie, als ob sie von andern Dingen um sie her ganz in Anspruch genommen wäre. Sie sah zur Seite hin nach dem Meere, empor auf die Hügel und nieder auf die kleinen Lachen von Salzwasser, über die sie hinwegsprang; dann schrie sie laut auf bei dem Anblick der Meer-Mannstreu, der Anemone und der wie Feuer leuchtenden Seequalle; sie bebte vor Erregung und trippelte mit den Füßen, ließ aber Philipps Arm nicht los.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Zwei Welten.

Von Swan Rajsin.

(Schluß.)

"Bis morgen warten? . . . Wie kann ich? . . ." fuhr die Arbeiterin immer schluchzend, fort. "Und wenn die Mutter inzwischen stirbt? Wenn ich sie morgen nicht mehr am Leben finde? Was dann? Warten! Ihr habt gut reden . . . Nein, sage ich, ich kann nicht warten, geben Sie mir ein Billet: ich fahre mit diesem Zug . . ." "Wohin willst Du?" fragten sie. Nach Pistoja, sage ich. "Dieser Zug geht nur bis Genoa — dort mußt Du umsteigen." Ganz gleich, sage ich, geben

Sie bis Genua . . . „Hier, bitte,“ sagen sie, „28 Frank!“ . . . Wie? sage ich, 28 Frank? Ich habe ja im ganzen nur 31! . . . Wie soll ich denn von Genua weiterfahren? Nach Pistoja ist ja noch ebenso weit . . . Und vielleicht hat Mutter kein Geld im Hause — wie begrabe ich sie dann? wie? . . . „Das geht uns nichts an!“ sagen sie . . . Aber wie soll ich? Wie soll . . . ?

Sie weinte nicht mehr, von einem bestigen Gefühl des Unwillens gegen diese Leute beherrscht, welche für die Reise zur sterbenden Mutter so viel Geld von ihr verlangten. Ihr Gesicht rötete sich, ihre Augen begannen zu glänzen, sie gestikulirte lebhaft.

„Können nicht! . . . Was sagt man dazu? . . . Für diese 28 Frank muß ich fast einen Monat arbeiten von Morgen bis Abend, und hier soll ich soviel geben, um drei Stunden in Ihrem Zug zu sitzen! . . . Ich bin ja keine Signora, ich fahre ja nicht spazieren, sondern zur Mutter . . . Da ist es, das Telegramm . . . Wir können nicht und wir können nicht!“ sagen sie. „Warte bis morgen; dann geht ein Zug mit III. Klasse, der ist billiger . . .“

Und wenn die Mutter inzwischen stirbt? Sie zuden die Achseln, schweigen . . . Sind das Menschen, was? Glauben die an Gott? Oder denken sie, daß er sie nicht sieht? . . . Gut, sage ich, da habt Ihr 28 Frank! Gott wird mich nicht verlassen . . . Alle Menschen sind ja nicht so . . . Na, und ich fuhr . . . Von Genua kostet es noch 12 Frank, aber ich habe nur noch drei . . . Was soll ich thun? Wie werde ich weiter fahren? Und inzwischen stirbt vielleicht die Mutter . . . o poverina! Sie ruft vergebens nach mir . . . Ich bin ihre einzige . . . o santissima Madonna! Was soll ich nur anfangen? . . . Schon besser, ich hätte bis morgen gewartet! . . .“

Sie schwieg, sich in Gedanken vertiefend. Ihre Mitreisenden schwiegen ebenfalls, indem sie das Gefühl der Unbehaglichkeit und der Niedergedrücktheit noch stärker empfanden.

„Mir scheint, ihr ist jemand gestorben . . .“ sagte leise die Kleine Gabriele.

„Ich habe kein Wort verstanden,“ antwortete Smith, die Achseln zuckend.

„Vielleicht giebt man ihr etwas Geld?“ schlug die hübsche Blanche vor.

„Unpassend . . .“ entgegnete ihre Freundin. „Ihr ist jemand gestorben, und Du kommst mit Geld . . . unpassend!“

„Aber sie scheint sehr arm zu sein . . .“

„Trotzdem unpassend . . . Geld tröstet sie nicht . . . Vielleicht ist ihr der Vater oder die Mutter gestorben . . .“

„Oder vielleicht der Geliebte . . .“ warf Weamsfield ein.

Die Damen betrachteten sie aufmerksam.

„Und sie ist hübsch . . .“ bemerkte Blanche.

Jetzt begannen auch die Herren aufmerksam das Gesicht der Italienerin zu betrachten und stimmten Blanche bei.

Inzwischen dachte Lucia zum tausendstenmal darüüber nach, was sie in Genua beginnen sollte. Jetzt bereute sie ihre Hige. Sie hätte überlegen sollen — bis morgen warten. Aber die Mutter? . . .

„O santa Madonna! Santa Madonna!“ . . . seufzte sie tief, während diese Thränen langsam über ihr junges Gesicht rannen, auf den Sammet des Divans fielen und darauf dunkelrote Spuren gleich großen Blutstropfen zurückließen.

Dem Mädchen kam es nicht im entferntesten in den Sinn, sich direkt an diese Herrschaften zu wenden mit der Bitte, zu helfen. Auch vorher, als sie von ihrer Geldverlegenheit erzählt hatte, war ihr nicht der Gedanke gekommen, jene könnten sie aus dieser Verlegenheit befreien; sie sprach davon, lediglich weil sie nicht anders konnte als sprechen, weil es sie zu tief bewegte, empörte. Wären statt dieser vier andre Leute im Coupé gewesen, ebenig arm wie sie selbst, sie würde auch ihnen von ihrem Kummer erzählt haben. Sie kannte das Leben und die Menschen zu gut — die Armut war ihr Lehrer gewesen — um von irgend jemand ein freiwilliges Almosen zu erwarten. Um 40 Frank monatlich zu verdienen, mußte sie arbeiten, ohne den Rücken gerade zu biegen, in den Weinbergen, unter der sengenden Sonne. Niemand gab ihr jemals etwas umsonst . . . so ihr Herr in den Weinbergen, so der Herr auf dem Bahnhof, der ihr 28 Frank abnahm, so alle . . . Um irgend etwas von diesen Herrschaften hier zu bekommen, muß man erst etwas für sie thun — Weinstöcke ziehen, Wein machen, Stubenmädchen, Köchin, Wäscherin sein.

Wenn sie in einer Minute heller Verzweiflung sich entschlossen hatte, all ihr Geld hinzugeben, um mit diesem teuren Zug fahren zu dürfen, so hatte sie sich dabei von einer dunklen, unbestimmten, aber nichtsdestoweniger unerschütterlichen Ueberzeugung leiten lassen: daß ihr von irgendwoher Hilfe kommen müßte, und wenn dazu gleich ein Wunder nötig sein sollte, etwa die Einmischung der Madonna selbst. Sie konnte sich nicht vorstellen, daß der Himmel oder die Menschen sie so allein, ohne Mittel, in einer fremden Stadt fern von der sterbenden Mutter im Stich lassen würden. Das ist unmöglich — hatte sie gedacht, als sie das Billet nahm.

Jetzt aber, da sie nüchtern, weniger leidenschaftlich zu denken begann, fühlte sie sich von einer ständig zunehmenden Unruhe ergriffen. Wie sollte sie aus Genua herauskommen?

Und sie betete lautlos und heiß zur Madonna, sie möchte ihr helfen, sie möchte das Leben der Mutter bis zu ihrer Ankunft erhalten. Aber selbst das Gebet brachte ihr keinen Trost.

„Was wird in Genua sein? . . . Was soll ich nur anfangen?“ wiederholte das Mädchen, während sich ihr Herz in trostlosem Jammer zusammenkrampfte.

Jene, die andren, schwiegen, während sie durch's Fenster auf das im Mondschein glänzende, wie mit Silber übergoßene Meer blickten, auf die Myriaden von Wellen in der Tiefe des launten, stillen Himmels, auf die dunklen, von Wohlgerüchen erfüllten Wälder, welche am Fenster vorüberzufliegen schienen, auf die eleganten, kleinen Villen, die hier und da zerstreut am Ufer lagen und jetzt in der Stille der warmen Nacht schliefen . . .

Man hörte den kurzen Pfiff der Lokomotive, und der Zug begann sein Tempo zu verlangsamen.

„Was ist das? Schon San Remo?“

„Ja, wir sind da . . .“

„Meiner Meinung nach müßte man ihr etwas geben . . .“ fing Blanche langsam und bedächtig wieder an.

„Was Du für Ideen hast!“ sagte aufrichtig empört Gabriele.

„Beim Dir Vater oder Mutter gestorben wäre, und jemand wollte Dir als Trost Geld anbieten, wie müßte Dir das gefallen?“

„Wahrscheinlich sehr gut . . .“ antwortete Weamsfield.

Alle lächelten.

Der Zug hielt an dem erleuchteten, zu dieser späten Stunde leeren Bahnhof von San Remo. Die Gesellschaft erhob sich.

„Mut!“ sagte freundlich Gabriele, als sie an der wieder weinenden Italienerin vorbei ging, und klopfte ihr auf die Schulter.

„Mut!“

Jene sah sie mit einem fragenden Blick ihrer großen, verweinten Augen an, und als sie auf dem Gesicht der feinen Dame ein freundliches, ermunterendes Lächeln bemerkte, flüsterte sie leise:

„Grazie, Signora!“

Dann begann sie wieder zu weinen.

„Aufahren!“ rief hell irgendwo in der Dunkelheit der Stationsvorseher.

Eine Minute später verschwand der Zug von neuem in der aromatischen Dunkelheit der Frühlingsnacht.

Die Gesellschaft blieb noch einige Augenblicke auf dem Perron stehen, während Smith dem Kapitän seiner „Amerika“ telegraphierte, die Nacht sollte um 8 Uhr früh in San Remo eintreffen.

An der Auffahrt zum Bahnhof harrte schon die Equipage, mit einem Paar wundervoller Rappen bespannt, das letzte Geschenk Weamsfields für Blanche. Ein hübscher Bedienter in Livree mit silbernen Knöpfen half ihnen ebrebietig in den Wagen und sprang dann schnell auf den Vord zu dem ebenig gekleideten Kutscher. Die Pferde zogen an und liefen in gleichmäßigen, schönem Trab die im Mondschein glänzende Straße entlang bis zum Gipfel eines grünen Hügels, wo inmitten von Palmen, Lorbeerbäumen, blühenden Magnolien, Oleandern und Rosen die weiße, lustige, elegante „Villa Blanche“ stand, ebenfalls ein Geschenk Lord Weamsfields an seine Geliebte . . .

Während die Gesellschaft in dem eleganten, elektrisch beleuchteten Speisesaal sonnierte, flog der Lugszug nach Genua . . .

Morgens pünktlich um 8 Uhr lief die schmutze weiße Nacht „Amerika“ in den Hafen von San Remo ein. Eine halbe Stunde später stach sie von neuem in See und verschwand bald im blauen Nebel am Horizont . . .

Inzwischen hatte Lucia auf dem Bahnhof in Genua schon drei Hüge vorübergehen lassen müssen und lief jetzt wie eine Wahnsinnige, mit trockenen, brennenden Augen, das Herz von unausprechlichen, bitterem Jammer erfüllt, durch die Straßen der Stadt. Ab und zu wandte sie sich schüchtern und ängstlich an die Vorübergehenden und bat verzweifelt um ein Almosen. Zwei Frank hatte sie schon erbeitelt; das machte mit dem, was sie noch besaß, fünf Frank; zum Billet fehlten also noch sieben Frank . . .

Sie wagte nicht, sich Brot zu kaufen, um nur schnell das nötige Geld zusammen zu bekommen; und vor Hunger drehte sich ihr alles im Kopf, in den Ohren sauste es, und vor den Augen tanzten feurige Kläder . . .

Kleines Feuilleton.

cc. Eine „Gespenstererscheinung“. Ein Naturforscher bezieht jüngst von einer Erscheinung, die er unbedingt als Gespenst bezeichnet hätte, wenn ihre natürlichen Ursachen ihm nicht sofort klar geworden wären. In einem nebligen Herbstabend verließ er seine vor der Stadt gelegene Wohnung. Als er einigen Schritten an der neben dem Hause liegenden Wiese vorbeikam, stieg er, denn im Hintergrund der Wiese trabte ein merkwürdiges Pferd: ein gespenstlich aussehender Schimmel mit hohen Stelzbeinen und eigenständig hüpfendem Gang. An Gespenster will der Gelehrte aber nicht glauben und macht daher Nachsicht, um die Erscheinung näher zu betrachten. Zu demselben Augenblicke hielt auch der Schimmel in seinem Laufe inne und kam auf den Forscher zu, jedoch nicht gehend oder laufend, sondern schwebend; er wandte dem Betrachter auch fiederhin seine Breitseite zu und schwebte in dieser Stellung vom Hintergrund der Wiese nach dem Vordergrund, wo er wenige Schritte vor dem Beschauer stehen blieb und sich — in den Pfahl mit der Tafel verwandelte, auf welcher das Grundstück zum Kauf ausboten wurde. — Des Rätsels Lösung ist überaus einfach. Beim eiligen Vorbeisichren fiel dieser Pfahl noch ins Gesichtsfeld, er wurde aber nicht fixiert, sondern nur mit peripheren Teilen der Netzhaut, also ganz verschwommen, erblickt. So erklärt sich, daß der Gegenstand in Gedanken in weite Entfernung versetzt wurde, und

die Hebung und Senkung des Kopfes beim Gehen als hüpfende Bewegung des „geschauten“ Gegenstandes erschien. Daß er gerade die Gestalt eines Pferdes annahm, mag daher rühren, daß auf dieser Weise bei Lüge gewöhnlich Pferde weideten. Die unbewußte Erinnerung genügt also, um das Schild in einen kurzen, gedrungnen Pferdeleib und den Pfahl in vier Beine zu verwandeln, während Hals und Kopf ohne weiteres hinzugefügt wurden. Gerade diese hohen Beine, die zu dem Leib so wenig paßten, gaben der Erscheinung im Rebel etwas Gespensterhaftes. Wäre der Beobachter nur einige Schritte weiter gegangen, so wäre die Erscheinung, da der Pfahl dann nicht mehr im Gesichtsfelde geblieben wäre, wie ein schnell huschendes Gespenst verschwunden, für das es keine Erklärung gegeben hätte. —

ie. Die neue Zeit in der Westentasche. Während die Hunderteiligen Maße des Raums, des Gewichts und der Temperatur, also das Meter, das Kilogramm und das Celsius-Thermometer, ihren allerdings unaußhaltigen Siegeslauf über die Welt noch nicht vollendet haben, wird jetzt schon eifrig daran gearbeitet, auch die Zeit in neue Maße zu zwingen, die den modernen Streben entsprechen. Es wird aber jedenfalls sehr schwer halten, sich daran zu gewöhnen, daß man den Tag in 10 oder 20 Stunden und die Stunde in 100 Minuten wird einteilen sollen; es wird noch weit schwieriger sein als der Ersatz des alten Fuß durch das Meter, des Thalers durch die Mark ujm. Trotzdem wird, wie gesagt, auch in den Zeitmaßen ein derartiger Wechsel angestrebt. Es haben sich nun freilich unter den Fremden des Decimalsystems der Zeitrechnung mehrere Parteien gebildet, die zunächst zu einer Einigung kommen müßten. Die einen wollen wenigstens die bisherige Einteilung des Tages in 24 Stunden beibehalten und nur die Stunde in 100 Minuten, die Minute in 100 Sekunden teilen; die andern wollen dagegen auch die Zahl der Stunden dem Decimalsystem anpassen und entweder 10 oder 20 Stunden zu 100 Minuten rechnen. Der erstere Standpunkt hat vielleicht mehr Aussicht auf Erfolg, da es schließlich nicht von so einschneidender Bedeutung ist, ob man die Stunde zu 100 oder 60 Minuten rechnet, zumal ja die vollständige Einteilung der Stunde in vier Teile stets beibehalten werden wird. Ein sehr geschickter Uhrmacher in der berühmten schweizer Uhrenstadt Chaux-de-Fonds hat eine Taschenuhr von hervorragender Arbeit hergestellt, die einem Liebhaber der neuen Zeiteinteilung gewiß große Freude machen wird. Das Zifferblatt zeigt nicht weniger als drei Kreise und besitzt fünf oder eigentlich sechs Speere. Der Hauptkreis ist nach den Stunden des Tages in 24 Teile von 0 bis 23 eingeteilt. Die 0 befindet sich unten und die 12 an der gewohnten Stelle oben. Außerhalb der Zahlen verläuft der Kreis mit der Minutenenteilung von 0 bis 100, ebenfalls unten beginnend und für die Ableitung bis zu einer halben Minute eingerichtet. Innerhalb der Zahlen ist noch ein zweiter Kreis, der der bisherigen Einteilung der Uhr entspricht, so daß es dem Besitzer der Uhr überlassen bleiben würde, sich allmählich an den Gebrauch der neuen Teilung zu gewöhnen. Der Stundenzeiger ist nach rückwärts so verlängert, daß sich die Stunden sowohl nach dem bisherigen Brauch zu 2 x 12 und auch von 1 bis 24 ablesen lassen. Dann ist ein einfacher Minutenzeiger vorhanden und ein Sekundenzeiger mit seinem besonderen Teilungskreis von 1 bis 100. Außerdem sind noch zwei weitere Speere vorhanden, die von den übrigen unabhängig sind. Der eine läuft ebenso wie der Minutenzeiger über die große Kreisteilung, der zweite hat eine besondere kleine Teilung entsprechend der des Sekundenzeigers, aber nur bis 50. Diese beiden Speere dienen dazu, die Uhr für eine genaue Zeitmessung bei wissenschaftlichen Beobachtungen verwendbar zu machen. Gewöhnlich stehen diese beiden Speere auf dem Nullpunkt ihrer Teilung und werden erst durch einen Druck auf den über dem Remontoir befindlichen Knopf in Bewegung gesetzt. Der größere Speer zeigt dabei die Sekunden, der kleinere die Minuten an. Will man nun beobachten, wie lange Zeit irgend ein Vorgang in Anspruch nimmt, so setzt man durch einen Druck diese beiden Zeiger in Bewegung. Ist die Beobachtung abgeschlossen, so werden die Zeiger durch einen zweiten Druck zum Stillstand gebracht. Man kann dann einfach die Zahl von Minuten und Sekunden ablesen, die während der Beobachtung verlossen sind. Ein dritter Druck auf den Knopf führt die Zeiger auf den Nullpunkt zurück. —

Bergbau.

— In der letzten Zeit wird auch die geologische Erforschung Kleinasiens neben der archäologischen eifrig betrieben. Während der Wesen der großen Halbinsel von dem deutschen Forscher Professor Dr. Philippson untersucht wird, ist der Osten von einem östreichischen Gelehrten in Angriff genommen worden. Die „Gesellschaft zur Förderung der naturhistorischen Erforschung des Orients“ in Wien hatte den Dr. Franz Schaffer mit der Fortsetzung seiner kleinasiatischen Studien betraut. Er reiste in vielen kleinen und Querzügen von Konia über den Taurus nach Antiochia und von hier nach Islanderim (Alexandrette). Aus den mannigfachen Ergebnissen, welche der Östreicher nach Hause zurückbrachte, seien hier nur die wichtigsten Angaben über die geologischen Verhältnisse der **W L e i e r z m i n e n** von **B u l g h a r M a d e n**, einem uralten Bergwerksorte im Taurus, hervorgehoben. Seit den ältesten geschichtlichen Zeiten sind die Erze ausgebeutet worden, wie dem überhaupt von manchen Forschern Kleinasiens und Armeniens als die Gegenden betrachtet werden, in denen das Metall zuerst vom Menschen

seinen Zwecken dienstbar gemacht worden ist. Eine noch nicht entzifferte hettitische Inschrift ist bei einer alten Anlage noch heute zu finden. Der Kalk, aus dem der Gebirgszug besteht, wird durch breite Quarzporphyrgänge durchsetzt, woran sich die Metallader anschließen. Die Erzader, von den Einheimischen **T o p r a f** genannt, liefert gegen 30 Proz. Blei, dieses aber enthält 0,6 Proz. Silber und dieses 0,8 Proz. Gold. Die geförderteten Erze werden in den nahen Hochöfen geschmolzen und liefern im Jahre etwa 188 000 Kilogramm Blei und 1500 Kilogramm Silber. Aber wie im Altertum, so ist auch noch heute die Verwertung der ohne große Förderungskosten zu gewinnenden Erze sehr mangelhaft, und bei dem außergewöhnlichen Silber- und Goldgehalt der Erze würde sich ein planmäßiger Betrieb der Gruben sehr lohnen. —

(„Münchener Allg. Ztg.“)

Technisches.

— **Neue Art der Mercerisation.** Bekanntlich wird der Baumwollfaser ein seidener Glanz verliehen, der zugleich mit einer Erhöhung ihrer Aufnahmefähigkeit für Farbstoffe verknüpft ist, wenn sie mit Natronlauge getränkt und im gespannten Zustande ausgewaschen wird. Diese in neuerer Zeit in großem Maßstabe zuerst eingeführte Art der Mercerisation findet ihre natürliche Grenze in dem Maß von Festigkeit, welches man dem Baumwollgarn bei einer Spannung zutraut und ferner in dem Umstande, daß sich nur gezwirnte Garne spannen lassen, während einfache Garne reißen würden und Gewebe obnehin ausgeschlossen sind. Nur nun einerseits den seidenerartigen Glanz der Faser auf die höchste Stufe zu bringen, und andererseits auch einfache Garne mit den Vorteilen der Mercerisation im gespanntem Zustande bedenken zu können, hat sich, wie die „Technische Rundschau“ mitteilt, ein Dresdener Unternehmer ein Verfahren patentieren lassen, die Baumwollgarne während der Behandlung mit Natronlauge rückwärts bis zur Zerreißung zu spannen, die erhaltenen Stücke nach dem Trocknen weiter zu zerkleinern, im Reißwolf anzulösen, wie dies sonst mit dem Abfallgarn geschieht, und sie dann von neuem zu verspinnen. Er erzielt damit auch auf einfachen Garnen denselben hohen Glanz wie auf doublierten. —

Humoristisches.

— **Väterliches Mitleid.** Lehrer (sein Neugeborenes betrachtend): „O, mein armes Söhnchen, wie viele deutsche Orthographien wirst Du wohl einst er- und umlernen müssen!“ —
 — **Alles ist schon dagewesen.** Dem Alibi hat wieder Recht: denn schon vor Königen hat man durch die Finger sehen können. —
 — **Moderne Rüstungs-Wettrennen.** Herr (am Kriegshafen): „Jener Panzer war einen halben Tag lang das größte Kriegsschiff der Welt.“ —

(„Jugend.“)

Notizen.

— Der amerikanische Schriftsteller **E b e r l y - G r o ß** beschuldigt **E d m o n d R o s t a n d**, in „**C y r a n o d e B e r g e r a c**“ ein Stück des Amerikaners an zahlreichen Stellen ausgeschrieben zu haben. Tatsächlich sollen sich frappante Uebereinstimmungen vorfinden, und der oberste Gerichtshof der Vereinigten Staaten hat durch förmliches Urteil Rostands „**C y r a n o**“ für ein Plagiat an **E b e r l y - G r o ß** erklärt. —
 — **Bisher wurden für 160 000 M. Kunstwerke auf der Düssel-dorfer Ausstellung verkauft.** —
 — Die Jahresversammlung der deutschen morgenländischen Gesellschaft für 1902 findet am 6. September in Hamburger Johanneum im Anschluß an den 13. Internationalen Orientalistenkongreß statt. —
 — Nach neuen Experimenten mit dem **W o y s s e n s** Radiometer berechnet **W. E. W i l s o n** die Temperatur der Sonne auf 6590 Grad Celsius. —
 — In der Kruppischen Fabrik zu Essen wurde ein in Deutsch-Südwestafrika niedergegangener 297 Kilo schwerer Meteorstein durchsägt und auf seine Bestandteile untersucht. Der Stein bildet eine schlackenartige, braune Masse, die zum allergrößten Teil aus Metall zusammengesetzt ist und im Span dem Kanonenstahl ähnelt. —
 — Die biologische Abteilung des Gesundheitsamtes beschäftigt sich gegenwärtig mit der Erforschung der Ursachen von Fieberbildungen an Fieberarten. Das Vorkommen solcher Fieberarten ist bereits aus zahlreichen Orten gemeldet. Es würde für die biologische Abteilung von Wert sein, weitere Angaben über Vorkommen und Größe des durch Fieberarten angerichteten Schadens zu erhalten, und es wird daher gebeten, etwaige verdächtige Fieberdritte mit bezüglichen Angaben nach Berlin, **K l o p f s t a d t**, 20, einzusenden zu wollen. —
 — Zwei über 4000 Jahre alte Steinlistengräber wurden im **P i e g e l r o d a e r** Forst bei **Q u e r f u r t** aufgedeckt. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 8. Juni.